

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338457](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338457)

Nahrungsmittelversorgung, wie sie der Reichsmarschall in seiner packenden Rede am Erntedanktag 1942 bekanntgab, belohnt für ihre Haltung. Allein, auch wenn diese so erfreulichen „Zutaten“ nicht möglich gewesen wären, die Zuversicht und der Glaube, die das heimatliche Großdeutschland bewegen und restlos erfüllen, wären dennoch nicht wankend geworden. Sie können überhaupt nicht angetastet werden. Das deutsche Volk hat nach einem unsagbar schmerzreichen Irr- und Leidensweg zu sich selbst gefunden, und keine Macht der Welt kann die Nation von dem gewonnenen Weg mehr abbringen – das wird man auch in

Washington, London und Moskau eines Tages einsehen! Keine Gelegenheit aber wird dieses zu sich selbst durchgerungene deutsche Volk verabsäumen, Führer und Wehrmacht zu danken! Kein Dank freilich ist so wirksam, so überzeugend, wie der Dank der Tat. Der Dank des Ausdauernden und Arbeitens, das des unvergleichlichen Heldentums der Kämpfenden würdig ist! Sichtbaren Ausdruck wollen wir auch im vierten Kriegsjahr unserem Dank über das Winterhilfswerk und die Sammlungen des Roten Kreuzes geben! So erwartet es der Führer von uns! Und so gebietet es uns das deutsche Herz!

Junge elsässische Soldaten berichten

Von je war der Elsässer ein guter, tapferer Soldat. Auf's Neue wird das bestätigt durch die Meldungen über die vorbildliche Haltung junger elsässischer Kämpfer in Verbänden der deutschen Wehrmacht. Daß diese selbst sich über Bedeutung und Tragweite des gigantischen Ringens im Klaren sind, in dem sie nun auf Seite des ihnen angestammten Volkstums die Waffen führen, erhellt aus zahlreichen Briefen elsässischer Soldaten. Aus einer Sammlung solcher Briefe, die vor kurzem mit einem Aufruf des Gauleiters und Reichsstatthalters Robert Wagner im Druck erschienen sind, seien einige hier mitgeteilt:

// Schütze Hans Laug:

„Manch einer wird jetzt denken – und dies mit Recht – daß diese große Hand, die langsam zum großen Hieb ausholt, eigentlich schon stark genug sein müßte. Das ist schon richtig, aber es geht ja nicht allein darum, wir

Elsässer wollen doch auch dem Staat angehören, der einst Europa führen wird, und wenn wir das wollen, so müssen wir den Willen auch in die Tat umsetzen, das heißt uns jetzt schon zu diesem Staate zählen, und das heißt wiederum: mithelfen!“

// Schütze A. Hanauer:

„Dieser Krieg ist nahezu ein „heiliger Krieg.“ Das verstehen vielleicht viele nicht. Die sitzen daheim, führen ihr behäbiges Leben und „meckern“, wenn sie Opfer bringen sollen. Gerade weil sie nicht mit eigenen Augen gesehen haben, wozu sie diese Opfer bringen. Ich möchte mal die Herren sehen, die heute über zu kleine Fleischzuteilungen, über Tabakmangel oder zu schlechtes Bier stänkern, wenn sie sich als Sowjetbürger ihre spärlichen Kartoffeln und mageren Krautblätter zusammenbetteln müßten. Unsere



Stabschef Luge auf dem Hartmannsweilerkopf.

Aufnahme: Willy Vogt, Straßburg

Puderkästchen möchte ich betrachten, wenn sie in den Lumpen einer Sowjetbürgerin lustwandeln dürften. Ja, dann würden sie mit geballten Fäusten fluchen: Warum habt Ihr uns nichts gesagt, die Wahrheit verheimlicht. Warum habt Ihr uns nicht geschützt?"
Soldat Willi Mehl:

„Bin schon über 1000 km mit meinem K r a d gefahren, aber ein Elß und ein Deutschland gibt es eben nur einmal. Das, was ich bisher vom sogenannten Arbeiterparadies gesehen habe, ist alles andere als schön. Man müßte jeden Volksgenossen, der nur etwas bemängelt oder kritisiert an unserer Aufbauarbeit, hierher schaffen. Er würde dem Führer und der Bewegung ewig dankbar sein, daß diese Zustände nicht bei uns eingegriffen sind. Die

Tiere haben es bei uns besser, als hier die Menschen hausen und leben. Die Erfolge, die wir bisher erreicht haben, sind ja ganz groß, und wir werden auch nicht eher den Kampf beenden, bis dieses Gesindel mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist zum Segen der europäischen Kultur und Menschheit. Und so ein Regime wollte uns Kultur bringen! Wenn man nur einen Teil von dem glaubt, was die zu Hause erzählen, dann ist das schon so viel, daß Ihr Euch zu Hause einen Begriff machen könnt. Ihr lebtet ja, wenn Ihr nur eine schlechte Suppe hättet, selig, gegenüber diesen Verhältnissen. Jetzt weiß ich erst, was Krieg bedeutet. Ich weiß auch, daß wir zu dem Kampf gegen den Bolschewismus gezwungen waren.“



Eine Burg an der Nord-Sowjet-Front.
Sie ist gestürmt, aber sofort geht es weiter.
PK-Schürer — Presse-Hoffmann

Matrose Adolf Kapp:

„Wir fahren morgens aus unserem Einsatzhafen, um die englischen „Eier“ unschädlich zu machen, und abends gehen wir wieder zurück. Meine Rekrutenzeit war trotz des sogenannten Drills eine ganz schöne Zeit. Da habe ich manchmal an meine Altersgenossen gedacht, die, wie Sie schon sagten, zu Hause hinter dem Ofen sitzen und nicht wissen, wo sie hingehören. Die gehören zu uns!“

Ich war inzwischen auf Heimaturlaub. Es war ein übergroßes Gefühl als deutscher Soldat in der Heimatstadt, wo schon ein Seemann ein erhebliches Aufsehen erregt. Da hat mich so mancher Kolmarer angehalten und sich seinerseits gefreut, mir sagen zu können: Ich war auch im Weltkrieg als

Seemann oder Maat bei der Marine; sogar eine alte Frau hat mir unter Tränen erzählt, wie ihr Mann als U-Boot-Mann im Weltkrieg gefallen ist.

Ich muß sagen, wie ich angenehm enttäuscht war über die große Kameradschaft zwischen Vorgesetzten und Mannschaften, entgegen dem Gerede von gewissen Elementen zu Hause. Im Dienst waren die Worte hart aber herzlich, das brauchten wir, nur so wird man ein richtiger Soldat und Mann. So ging die Rekrutenzeit im harten Dienst und Unterricht vorbei und jetzt befinde ich mich an Bord, da ist die Kameradschaft noch größer.“

Schütze W. Klehm:

„Es ist nur schade, daß es noch Elsfässer gibt, die nicht glauben wollen daß sie urdeutschen Blutes sind! Könnten sie doch nur auf einige Tage zu uns kommen, könnten sie mal sehen und lernen, was echte Kameradschaft ist. Wieviele Male sind wir während der Militärzeit bei den Franzosen mit „Boche“ betitelt worden, das gibt es hier nicht. Noch nie hat man uns fühlen lassen, daß wir schon einmal dem Kleide nach gegen Deutschland gestanden sind, ganz im Gegenteil. Ich bin zu Zeit zur Regimentschule kommandiert zu einem Ausbildungslehrgang zwecks Beförderung und hoffe, die Endprüfung mit Erfolg zu bestehen. Schon ein schönes Resultat nach noch nicht dreimonatiger Soldatenzeit.“

†† Schütze Paul Wunsch:

... und nur diese haben Anspruch auf ein glückliches Leben, die mitgeholfen haben, unsere Zukunft zu sichern. Wir wollen als Elsfässer nicht unseren Kameraden aus Baden, Bayern, Preußen usw. nachstehen, sondern in Reib und Glied wollen wir mit ihnen in den Kampf ziehen, dem Siege entgegen.“

Der Fliegerheld von Stalingrad

Unser oberrheinischer Landsmann, Major Graf

Nicht oft hat ein Kalendermann Gelegenheit, von einem deutschen Helden solchen ruhmreichen Namens zu sprechen, wie wir ihn in dem kühnen Major Graf, unserem oberrheinischen Landsmann aus Engen im Hegau, besitzen. In den ersten Oktobertagen 1942 empfing Major Hermann Graf, der Fliegerheld von Stalingrad und erfolgreichste Jagdflieger in der Geschichte des Luftkrieges, aus der Hand des Führers das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Er trägt als fünfter deutscher Soldat und zugleich als fünfter Jagdflieger der Luftwaffe diese höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung, die vor ihm nur Mölders, Galland, Gollob und Marielle verliehen wurde. Als Graf zum Führer kam, kehrte er unmittelbar von der Front von Stalingrad zurück, wo er kurz zuvor seinen 202. Luftsieg errungen hatte. Der Himmel über dem Schlachtfeld dieser hart umkämpften Millionenstadt an der Wolga war der Schauplatz seiner größten Erfolge. Hier hat er in der kurzen Zeit von vier Wochen mit seinem 127. bis 202. Luftsieg 75 Sowjetflugzeuge abgeschossen und sich damit auch im Raum von Stalingrad als der erfolgreichste Jagdflieger erwiesen. Vorher war er u. a. in den Kampfabschnitten von Koflow, Armavir, Mailop usw. eingesetzt. Mit seiner Versetzung an die Front von Stalingrad aber begann seine große Erfolgsserie, und für die sowjetischen Flieger zugleich das Massensterben ihrer Bomber und Jagdmaschinen aller Muster.

Die Schilderung eines Luftkampfes aus dem Munde von Major Graf verrät, so berichtet ein Berichterstatter mit welch draufgängerischem Schneid aber auch mit welcher Umsicht und eiskalter Überlegenheit er seine Opfer aus den Rudeln der feindlichen Schwärme herausholt, sie zum Kampf zwingt und dank seines überragenden Könnens durch einige Feuerstöße seiner Bordwaffen erledigt. Das mag sich im Gespräch sehr einfach anhören aber welch eine eiserne Kampfesgeschlossenheit und stete Einsatzbereitschaft gehören dazu, immer wieder auf Neue aufzusteigen und den Gegner im Kampf Flugzeug gegen Flugzeug.



Hermann Graf, der Fliegerheld von Stalingrad
Aufnahme: Albrecht, Singen



Mutter Graf betrachtet ein Bild, das den Führer im Gespräch mit ihrem Sohne zeigt.
Aufnahme: Grathwohl, Engen

Mann gegen Mann, zu vernichten. Die feindlichen MG. und Geschossgarben sind oft genug dicht bei Hermann Graf vorbeigesauft und manches Mal hat er Treffer über Treffer in seiner Maschine gehabt, aber bisher hat er noch jedes Mal seine brave No. 109 nach Hause bringen können. Major Graf brauchte – und das ist bei der Zahl seiner Kämpfe, die natürlich die der Abschüsse um ein Vielfaches übersteigt, gewiß auch etwas Einmaliges – noch nicht ein einziges Mal „auszusteigen“. Von den Kameraden von Major Graf wissen wir, daß er gleichzeitig ihr bester Lehrmeister ist. Er hat ihnen die Kniffe eines guten Jagdfliegers beigebracht, hat ihnen dabei auch selbst viele Abschüsse überlassen und sich manches Mal darauf beschränkt, ihnen durch den Funk Anweisungen für den Abschluß ihrer Segner zu geben.

Hermann Graf hat sich von früher Jugend an mit Haut und Haar der Fliegerei verschrieben, und der jetzt Dreißigjährige erzählt besonders gern und mit Begeisterung, wie er schon als Junge Flugzeugmodelle anfertigte. Bald machte er sich als Segelflieger einen Namen. Jede freie Minute, die sein Beruf als Gemeindebeamter in seinem Heimatstädtchen Engen im Hegau ließ, nutzte er aus, um sich im Fliegen zu vervollkommen. Ja, er verzichtete sogar auf die ihm zustehenden achtzehn Tage Urlaub im Jahr und ließ sich dafür sechsunddreißigmal je Woche einen halben Tag frei geben, um in dieser Zeit an bestimmten Flugkursen und Übungen teilnehmen zu können. Den Kriegsausbruch erlebte er als Feldwebel und Flugzeugführer in dem gleichen Geschwader, in dem Mölders damals Staffelfkapitän war. Hohe rumänische Auszeichnungen erinnern daran, daß er später lange Zeit als Fluglehrer in Rumänien tätig war.



Auf dem Ballenberg, wo Hermann Graf Segelflieger wurde.

Aufnahme: Grathwohl, Engen

früher
 har der
 er jetzt
 s gern
 von als
 ertigte.
 flieger
 ate, die
 ater in
 m He-
 n Glie-
 er ver-
 henden
 or und
 mal je
 geben,
 Flug-
 en zu
 erlebte
 sführer
 n dem
 n war.
 en er-
 lange
 tätig



Reichsmarschall Göring schreitet am Erntedanktag 1942 die Front der Ehrenkompanie ab. Links hinter dem Reichsmarschall der Ritterkreuzträger Ernst Ritter. Aufnahme: Scheel, Berlin

Hermann Graf erblickte am 24. Oktober 1912 als Sohn eines Bäckermeisters zu Engen das Licht der Welt. Seine Mutter bewirbt heute das behagliche Gasthaus „Zur Linde“ in dem blühsauberen Städtchen. Sie nimmt lebhaften und tiefempfundenen Anteil

an den Erfolgen ihres berühmten Sohnes, der ihren ganzen Stolz ausmacht. Den Fliegerhelden von Stalingrad grüßt aus Gefühlen heisser Dankbarkeit das Land am Oberrhein. Und dieser Gruß gilt auch seiner liebenswerten Mutter im gemütlichen Engen.

Oberrhinesisches Bauerntum

Ernst Ritter, der oberbadische Kreisbauernführer von Müllheim, der am Erntedanktag mit dem Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes ausgezeichnete Landwirt, ist Badener. Das Bauerntum des oberrheinischen Raumes zwischen Schwarzwald und Vogesen trägt sein besonderes Gepräge. Im Süden

alemannisch und im Norden fränkisch-pfälzisch geartet, bebaut es einen der fruchtbarsten, klimatisch gesegnetsten Landstriche großdeutscher Erde. Das bringt es mit sich, daß hier so gut wie alle Gewächse und Früchte gepflanzt und kultiviert werden, die auf mitteleuropäischen Böden Aussicht auf ge-

Graf
 Engen

deihliche Entwicklung haben. Auch der kleine landwirtschaftliche Betrieb ist darauf angewiesen, die verschiedenartigsten Kulturen zu pflegen: Getreide, Hackfrüchte, Zuckerrüben, Tabak, Hanf, Flachs, Hopfen, Spargel, Gemüse, Obst, Neben... Baden und das Elsaß zusammen, die den Gau am Oberrhein ausmachen, stellen das bedeutendste deutsche Weinbaugebiet (nach der Größe der mit Neben bepflanzten Flächen), aber auch die größte Tabakdomäne dar. Der Obstbau weist seine vielgerühmten Sonderbereiche für bestimmte Gattungen auf. Man denke an die Frühkirichen vom Kaiserstuhl, an die Zwetschen von Bühl u. a. Der Schwesinger Spargel ist zum wenigsten für den Süddeutschen ein Standard-Begriff. Doch warten auch Südbaden und das Elsaß mit Spargel-Gebieten von hohem Ruf auf. Der Hopfenbau bevorzugt mehr die nördlichen Landschaften auf beiden Flanken des Oberrheins. Der Gemüseanbau hat in den letzten Jahrzehnten stetig an Bedeutung gewonnen. Frühgemüse vom Oberrhein gehen weit ins innere Deutschland hinein. Auch für Frühkartoffeln gilt das. Was die Regionen der Ebene und der sie säumenden Hügel für den gesamten Pflanzenanbau bedeuten, das leisten Schwarzwald und Vogesen für die Viehzucht und die Milchwirtschaft. Der Schwarzwaldbauer, der an seinem alten Hoferbenrecht festhielt und so einen Besitz vor Parzellierung und Teilung bewahrte, ist vielfach auch Waldbesitzer mit beträchtlicher Holzbewirtschaftung.

Es liegt auf der Hand, daß ein Bauernland so mannigfach gearteten Charakters einen Landwirt voraussetzt.

der in vielen Sätteln gerecht ist. Oft ist der oberrheinische Bauer Nebmann oder Tabakzüchter und zugleich Getreide-, wie Hackfruchtbauer und Viehzüchter in einer Person. Das setzt viele Kenntnisse und Erfahrungen voraus und erfordert angespannte Arbeit. Daß da vor allem auch der Kreisbauernführer auf zahlreiche Fragen Antwort wissen muß, begreift sich leicht.

Als vor drei Jahren der Krieg begann, wirkte er sich auf der rechten (badischen) Seite weit weniger einschneidend für die landwirtschaftliche Bebauung aus als auf die linksrheinischen Landstriche. Man räumte im Elsaß in viel größerem Umfang bäuerliche Gemeinden als in Baden. Dafür waren dann auch beträchtlich größere Anstrengungen nötig, das vielfach versteppte Land entlang dem Oberrhein auf der elsässischen Flanke wieder einer geordneten Bebauung zuzuführen. Gerade bei der Bewältigung dieser Aufgaben hat sich Ritterkreuzträger Ernst Ritter hervorragend bewährt. Der Müllheimer Kreisbauernführer, der auch den auf der westlichen Stromflanke liegenden Kreis Müllhausen betreut, wird gewiß in der hohen, ihm zuteil gewordenen Auszeichnung nicht zuletzt auch eine Anerkennung der Tüchtigkeit und bodenverbundenen Arbeitstreue des oberrheinischen Bauertums in seiner Gesamtheit sehen!

Altstraßburger Wahlspruch

„Lieber gestritten
und ehrlich gestorben,
als Freiheit verloren
und Seele verdorben!“

Heil dem Führer!

Ein gutes neues Jahr

wünschi

allen alten und jungen Kameraden vom Oberrhein draußen und dabenn
der

Nationalsozialistische Reichskriegerbund

Gaukriegerverband Oberrhein

und die

Kriegerwohlfahrtsgemeinschaft Baden

NATIONALSOZIALISTISCHER REICHSKRIEGERBUND

Gaukriegerverband Oberrhein

Strasbourg (Elsas), Stephansplan 17 „Nitter“, Fernruf 23025, Postschek-
konto Strasbourg 15238, Bank der Deutschen Arbeit Strasbourg, Konto 6009.

Gaukriegerführer: Generalmajor z. B. #. Standartenführer **G r o e n e v e l d**.

Stabsführer: Oberstarbeitsführer a. D. Major z. B. **K r a y v**.

KRIEGERWOHLFAHRTSGEMEINSCHAFT BADEN

Freiburg i. Br., Bertholdstraße 42 III, Fernsprecher 2768.

Präsident: Oberstleutnant #. Standartenführer **K n e c h t**.

Da gegenwärtig aus Gründen der Papierersparnis Mitglieder- und ähnliche Verzeichnisse nicht gedruckt werden dürfen, bringt der „Soldaten-Kalender“ auch diesmal keine Anschriftenangaben der Kreis- und Gaukriegerverbände. Sobald die augenblicklich geltenden Bestimmungen aufgehoben sind, werden wir die bekannten Verzeichnisse wieder veröffentlichen, u. zwar für sämtliche links- u. rechtsrhein. Kreis- und Gaukriegerverbände am Oberrhein.

Fünfundfzig Jahre Soldat

Am 25. September 1942 waren fünfzig Jahre verstrichen, seit Herr Oberstleutnant Knecht in die Armee eingetreten ist.

Der Jubilar wurde am 6. April 1874 in Basel als Sohn des damals in Hünningen i. E. in Garnison stehenden Leutnants im 4. Bad. Inf.-Regt. Nr. 112, Otto Knecht geboren. Als dreijähriges Kind kam er infolge Veretzung seines Vaters nach Mülhausen i. E., wo er von 1880 bis 1887 und dann wieder von 1890 bis 1892 das Gymnasium besuchte und im Sommer 1892 das Abiturientenexamen bestand. Von 1887 bis 1890 war er Schüler des Gymnasiums in Schlettstadt i. E., wo sein Vater während dieser Zeit in Garnison stand.

Am 25. September 1892 trat der Achtehnjährige beim Füsilier-Regt. Graf Blumenthal Nr. 36 in Halle a. S. als Fahnenjunker ein, in dem er im November 1893 zum Leutnant befördert wurde. Am 1. Oktober 1896 wurde er zum Adjutanten des III/36 und am 1. April 1901 zum Regimentsadjutanten ernannt, nachdem er im Januar des gleichen Jahres zum Oberleutnant befördert worden war. Im November 1905 trat er zur Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika über. Nach kurzem Aufenthalt in Dar-es-Salam marschierte er mit der 15. Askari-Kompanie in das Aufstandsgebiet im Westen unserer damaligen Kolonie. Als

die Niederwerfung des Aufstandes und die Befriedung des großen Gebietes im Hochsommer 1906 erzwungen war, erfolgte seine Veretzung zur Residentur von Urundi und Kuanda. Ende 1906 wurde er mit der Führung des politischen Grenzpostens Kissenji am Kivusee betraut, dessen Aufgabe in der Wahrung

der deutschen Interessen gegenüber dem Kongo-Staat bestand. In Anerkennung und Würdigung seines bei der Niederkämpfung des Aufstandes bewiesenen persönlichen Heldemutes wurde ihm der Kronenorden 4. Klasse m. Schw. und das Ritterkreuz 2. Kl. m. Schw. des Ordens vom Säbinger Löwen verliehen. Am 1. April 1908 schied er aus der Schutztruppe aus unter gleichzeitiger Veretzung in das 5. Bad. Inf.-Regt. Nr. 113.

Am 10. Sept. 1910 in diesem Regiment zum Hauptmann be-



Oberstleutnant Knecht

fördert, übernahm er zunächst die 12. Kompanie, und am 1. Oktober 1913 die mit diesem Tage neu gebildete Maschinengewehr-Kompanie. Als Chef dieser Kompanie rückte er im August 1914 mit dem Regiment Nr. 113 ins Feld und machte alle Kämpfe des Regiments bis zu seiner am 30. Oktober 1914 bei Aufschny erfolgten schweren Verwundung mit. Bereits am 14. September 1914 wurde ihm das E.K. 2 und für seinen durch Blut besiegelten heldenhaften Einsatz bei Aufschny das E.K. 1 sowie das Ritterkreuz mit Schwer-

tern des Bad. Ordens Berthold des Ersten verliehen.

Nach der Entlassung aus dem Lazarett wurde Oberleutnant Knecht zunächst der Generaladjutantur des Großherzogs von Baden zur Dienstleistung überwiesen, um später als Kommandeur der E./M.G.-Truppen des XIV. A.K. Verwendung zu finden. Im Frühjahr 1918 wurde er vom Kriegsministerium angefordert und der Kriegsamtsstelle des XIV. A.K. zugeteilt, in welcher Stellung er bis zum August 1918 Dienst tat und dann die Leitung der Abt. Ia übernahm, die er bis zum Eintreffen des aktiven Generalkommandos 14. A.K. innehatte. Alsdann trat er zum Regiment 113 über, dem er bis zur Auflösung angehörte.

Im Frühjahr 1919 begann er sein Studium (Rechtswissenschaft, Volkswirtschaftslehre) an der Universität Freiburg, um sich für einen Zivilberuf vorzubereiten. Zu gleicher Zeit übernahm er auch die Führung des zum Schutze von Freiburg gegen den Kommunismus aufgestellten Reserve-Miliz-Bataillons.

Seit 1. Juli 1929 ist Oberleutnant Knecht in Führerstellen des NS.-Reichskriegerbundes tätig und zwar zuerst als 1. Vorsitzender des Breisgau-Verbandes im damaligen Badischen Kriegerbund, und vom 1. Juni 1934 ab als Führer des Kreisverbandes Freiburg (54) der E.A.K. II; dann als Landesführer des im August 1936 neu errichteten Landesverbandes Baden und als Gebietsinspekteur der im Jahre 1937 infolge Umorganisation im NS.-Reichskriegerbund gebildeten und dem Landeskriegerverband Südwest zugewiesenen selbständigen Gebietsinspektion Baden. Im gleichen Jahre wurde er zum Präsidenten der Kriegerwohlfahrtsgemeinschaft Baden ernannt. Nach abermaliger Umorganisation im NS.-Reichskriegerbund am 1. Oktober 1938 und der Auflösung der Gebietsinspektion Baden ernannte ihn der Reichskriegerführer zum

Gauverbundungsführer - Gau Baden - und beauftragte ihn gleichzeitig mit der Wahrung der Interessen der badischen Kameraden, welche Stelle er heute noch innehat.

Obwohl Oberleutnant Knecht im Weltkrieg schwer verwundet wurde und seither im Gehen schwer behindert ist, hat er als echt nationalgesinnter deutscher Mann sich bei Ausbruch des jetzigen Krieges der Wehrmacht wieder zur Verfügung gestellt, zu der er auch im November 1939 einberufen wurde und bei der er jetzt noch Dienst tut. Es war ihm daher vergönnt, in Deutschlands größter aber auch ernstester Zeit, sein 50jähriges Dienstjubiläum als Angehöriger der Wehrmacht feiern zu können.

Als Landesführer und als Gebietsinspekteur galt seine unermüdlige Tätigkeit und seine ganze Sorge sowohl dem weiteren Aufbau der badischen Kriegerkameradschaften als vor allem auch der sozialen Fürsorge für die ärmsten und bedürftigsten Kameraden, von denen niemals einer vergeblich ihn um Hilfe gebeten hat. Für jeden hilfesuchenden Kameraden hat er stets ein freundliches Wort und eine offene Hand.

Nicht zuletzt hat er sich aber durch die vielen Besuche größerer Kriegerkameradschaftsveranstaltungen in ganz Baden und durch seine hierbei gehaltenen zündenden, von echt nationalem Geist getragenen und zu Herzen gehenden Ansprachen die Liebe und Verehrung der badischen Kameraden erworben.

Es ist daher auch der Wunsch aller im NS.-Reichskriegerbund zusammengeschlossenen ehemaligen badischen Soldaten, daß unser hochverehrter Gauverbundungsführer und Präsident der Kriegerwohlfahrtsgemeinschaft Baden, der aufrechte und pflichtgetreue Offizier, seiner Familie und uns noch viele Jahre, in bester Gesundheit erhalten bleiben möge.

Amico! – Künstler der Soldatensprache

Auch in der heißen Wüste Nordafrikas verdorrt der Humor der deutschen Landsker nicht. Er ist mit im Spiel bei dem eifrigen Bemühen, sich mit den italienischen Kameraden zu verständigen. Darüber schrieb Wolfdieter Langen in Rom sehr heiter: Wenn der Sieg eines Tages diesen Krieg in Nordafrika endet, Ghibli, Blut und Sand im Gedächtnis der Heimgekehrten nur mehr eine Erinnerung sind, dann wird die italienische Sprache um ein Wort reicher sein, das Dante zwar nicht kannte, das dafür aber von deutschen Soldaten nach Afrika gebracht und durch den afrikanischen Kriegs-Alltag in das Gedächtnis des italienischen Soldaten gehämmert wurde. Es handelt sich um das Wort „kaputt“. Von hundert deutschen Soldaten, die den Boden Afrikas betreten, sind mindestens neunundneunzig der unerschütterlichen Überzeugung, daß „kaputt“ ein Wort italienischen Ursprungs sei und es jeder Italiener verstehe, zumal wenn man ein übriges tue und es noch italienisch wandle in die Form „kaputto“.

Die Tatsache, daß die italienischen Kameraden diesem gewichtigen Wort in Afrika zuerst hilflos gegenüberstanden, focht unsere Landsker in Afrika nicht an. „Kaputt“ und „kaputto“ wurden so oft und bei soviel eindeutigen Gelegenheiten wiederholt, bis eines Tages die italienischen Kameraden Wort und Sinn mühelos verstanden und es ihrerseits auch in Gesprächen unter sich gern und häufig gebrauchten. Ein Motor, der streift – eine verhältnismäßig nicht gerade seltene Erscheinung im afrikanischen Flugland – ist somit nicht mehr, wie früher, „rotto“ oder „qustato“. Er ist einfach und schlicht „kaputto“.

Sollten dann deutsche und italienische Soldaten, etwa durch eine gemeinsame Panne, besagtem Motor daselbe Mitgefühl entgegenbringen, so wird beiderseits die nächste Frage Ersatzteilen gelten. Gemäß afrikanischer Praxis ist dann die Reihe an dem nächsten Wort der deutsch-italienischen Soldatensprache in Afrika, nämlich dem Ausdruck „nig“, den die italienischen Soldaten ihrerseits, um seine Herbeizug zu mildern, in „nigges“ gewandelt haben. „Nigges“ bedeutet: völliges Fehlen jedes etwa in Frage kommenden Materials.

Sollte sich aber in der Zwischenzeit der Motor eines Besseren besonnen haben und plötzlich wieder laufen, so werden es die italienischen Kameraden den deutschen freudestrahlend in der Zusammenfassung beider Worte „nigges kaputto“ mitteilen, was allerseits sofort mit hörbarem Aufatmen als „alles in Ordnung“ erkannt werden wird. In diesem Falle wird der deutsche Soldat dann vernehmlich sein „bono“ äußern, teils als Anerkennung, teils als Ausdruck seiner eigenen Beruhigung, womit er das italienische Wort „buno“ meint, obwohl es richtig hier „bene“ heißen würde. Nachdem sodann die Italiener mehrfach „gutt“, „fer gutt“ gesagt haben, kann die Reise weitergehen, bis Bestimmungsort, Ghibli oder afrikanische Nacht ihr ein vorläufiges Ende setzen.

Diese deutsch-italienische Soldatensprache in Nordafrika ist an reinen Vokabeln arm, wie sie an gegenseitigem Verstehen reich ist. Sie beginnt mit „Camerata“ führt über „Aqua“ zu „dormire“ und „mangiare“ – schlafen und essen, und endet unwiderruflich bei „kaputto“, worauf sodann in den meisten Fällen nicht sehr viel mehr zu

machen ist. Dazwischen aber liegt ganz Nordafrika, der Feldzug, die Entbehrungen und karge Freuden sowie das Verstehen des einen Kämpfers für den anderen.

Künstler der Soldatensprache bilden aus den insgesamt 20 Vokabeln inhaltreiche Sätze. So wird etwa „nigges andare“ nicht als „nicht gehen“ verstanden, sondern bedeutet etwa: „Heute können wir noch nicht los“, während etwa „io parlare“ nicht etwa heißt „nicht sprechen“, sondern als „ich werde mich dieser Sache schon annehmen“ verstanden wird und eine vollständige Skala der Beruhigung bei dem Angeordneten erwecken kann, der mit Recht daraus versteht: „Laß man gut sein, Kamerad, die Sache werde ich schon wieder hinbiegen.“

Die italienischen Soldaten ihrerseits verfügen über etwa zehn deutsche Worte,

unter denen „Guten Morgen“, „nein“, „ja“, „so“ und das vorgenannte „caputto“ eine hervorragende Rolle spielen, während zwei oder drei der in Ghibli von deutschen Kameraden gelernten Worte zwar äußerstes Gefühl empfinden widerspiegeln, aber deshalb noch nicht druckfähig wurden...

Dagegen wurde eigentümlicherweise das italienische Wort für „Durst“ nicht der Ehre teilhaftig, in den Sprachschatz aufgenommen zu werden, was trotz Vorhandensein des Durstes sich daraus erklärt, daß die Worte „acqua“, „vino“ oder auch „limone“ (Zitrone) direkter und gegenständlicher den Wunsch ausdrücken.

Bervollständigt wird diese Soldatensprache der Achse in Libyen durch einige arabische Worte, die den deutschen Soldaten ebenso geläufig wurden wie den



Generalfeldmarschall Rommel und General Bastico an der Marmarika-Front / Luce — Presse-Hoffmann



Vom nordafrikanischen Kriegsschauplatz: Engländer ergeben sich und marschieren in kleineren und größeren Trupps in die rückwärtigen Lager PK-Aufnahme: Kriegsberichtler Otto (SS.)

italienischen: „mafische“ ist das meistgehörte und bedeutet: „ausverkauft“, „haben wir nicht“, „nicht vorhanden“. Von deutschen oder italienischen Soldaten gebraucht, steht das arabische Wort „barra“ fast immer in Zusammenhang mit Zigarettenstummeln, um die arabische Straßenjungen betteln, woraus sich ergibt, daß „barra“ mit „hau ab, Mensch!“ ersetzt werden muß. Und endlich treten noch „fissa“ und „heia“ dazu, die gemeinhin als Aufmunterungsrufe für träumende Araber oder sich einem süßen Nichtstun ergebender arabischer Arbeiter gelten und auf allen Seiten eindeutig als „los, vorwärts“, oder „ein bißchen plötzlich, wenn ich bitten darf“ verstanden werden.

Das vergnüglichste Bild gaben jedoch dem Beobachter ein deutscher und ein italienischer Soldat in T. ab, die sich

etwa drei Viertelstunden fließend über Heimat, Freunde, Verwandtschaft unterhielten, trotzdem der Deutsche nur ein einziges italienisches Wort, nämlich „Amico“ und der Italiener nichts anderes von der deutschen Sprache als „jawohl“ kannte, welche beiden Worte in der Unterredung unzählige Male verwandt wurden, worauf beide, hocherfreut über soviel gegenseitiges Verständnis, voneinander schieden in dem Bewußtsein, daß der Italiener nun genau unterrichtet sei, wie es in dem kleinen sächsischen Dörfchen bei Zwickau aussehe, und der Deutsche seinerseits wisse, wie man in Kalabrien lebe. Denn verstanden sie auch die Worte nicht, so verstanden sie doch von Herzen ihren Sinn, und beide meinten, daß die Heimat deutlich sei in dem Wechselspiel ihrer Worte „Camerata“ und „jawohl“.

Wo die Soldaten Schlange stehen . . .

Der deutsche Soldat erlebt den Krieg mit wachem Sinn für das weltgeschichtliche Geschehen, das in ihm sich enthüllt. Er sucht aber auch, wenn Zeit und Umstände es erlauben, gerne seine Zuflucht zu einem guten Buch. Von alledem schrieb der Kriegsberichterstatter Hans Hempe:

PK. Mitunter schweifen die Gedanken in vergangene Tage. Wir saßen am Lagerfeuer unter der alten Burg von Korinth, über uns wölbte sich der sternübersäte klare Himmel, weit draußen standen dunkle Säune von Zypressen und dahinter schimmerte die weite See. Die roten Lichter zuckten in den Gesichtern der Kameraden, die still und in sich gekehrt am Feuer saßen. Dem einen wurde die alte Geschichte lebendig in dieser Nacht, dem anderen sangen

Melodien im Ohr, Verse klangen auf, die man einmal irgendwo gehört, gelesen.

Und war es nicht so ähnlich auf der stolzen Akropolis in Athen, die nie so viel Besuch gehabt hatte wie von den deutschen Soldaten, und bei den schweigenden und erhabenen Königsgräbern von Mykene? Versanken wir nicht in Andacht über die großartige Naturschönheit von Sparta mit dem hohen, schneebedeckten Taygetos-Gebirge im Hintergrund? Wie andächtig still war es auf der Burg von Mystra mit dem Blick über die zahlreichen Denkmäler einer byzantinischen Epoche. Es schien uns manchmal, als seien wir keine Soldaten mehr, schauten nur trunkenen Auges die Schönheiten der Natur, die Zeugen vergangener großer Geschichte.



Schwieriger Vormarsch im Engpaß der Thermopylen. An historischer Stätte ging es in Eilmärschen den fliehenden Engländern nach
PK-Josse — Bresse-Hoffmann

Dann aber waren wir wieder Soldaten, griffen zum Gewehr, flogen unsere Einsätze, drängten den Feind zum Land hinaus.

Es ist immer so gewesen in der deutschen Geschichte. Umringt von grimmigen Feinden, griff Volker in Ezels Burg zu seiner Fiedel und sang den Gefährten ein Lied, Walthar von der Vogelweide hatte das Schwert umgegürtet und schuf seine herrlichen Lieder. Koerner war Sänger und Kämpfer deutscher Freiheit mit dem Lied und mit der Waffe, die Dichter Eöns, Gorch Jock und Walter Flex gaben der Nation ihr Leben und einen köstlichen Schatz besten Kulturgutes. Und nicht schwerste Tage können den deutschen Soldaten hier wandeln.

Wer will behaupten, daß wir es leicht gehabt haben in diesem Feldzug gegen die Zerstörer jeglicher Kultur überhaupt, die Sowjets? Wir haben in einem halben Jahr das graue Land durchzogen, in dem das Lachen seit Jahren gestorben ist. Wir haben es nicht verlernt. Hört einmal die Wehrmachtssender Smolensk und Minsk. Die dort singen und spielen, musizieren und dichten, sind nur Soldaten, die es für ihre Kameraden tun.

Wir tragen unseren Lebensstil in unserem Tornister mit uns herum, unsere Anschauung, unseren Gesang und unsere vererbte Kultur kann uns keiner nehmen, auch nicht die trostlose Einöde des bolschewistischen Lebens.

Und in all der Zeit des Kampfens findet der Soldat immer einen Augenblick, der ihm selbst gehört, in dem die Seele schwingt und ihm das Schöne der Welt offenbart. In Griechenland war es leicht, da drängte die Umwelt dazu, hier kommt es aus dem Innern und legt einen Schutzwall gegen die finstere Furchtbarkeit des Bolschewismus.

Da war die Frontbuchhandlung in einer Stadt nahe der Front. Schon eine halbe Stunde vor Eröffnung standen die Soldaten Schlange. Dann trug jeder sein Buch wie einen kostbaren Schatz in die Unterkunft. Und es waren zum allergrößten Teil nur Bücher besten Inhalts, die von den Soldaten erworben wurden.

In der wunderschönen Kathedrale, die nach unserem Einzug von der Bevölkerung aus einem Revolutionsmuseum wieder zurückverwandelt worden ist, trifft man immer Soldaten. Noch sehe ich den Schützen in seiner verwitterten und mitgenommenen Uniform an einer Säule stehen und die aus vergoldeten Schnitzereien bestehende heilige Wand in sein Skizzenbuch zeichnen.

Wir waren abends in einer Familie, die sich aus ehemals guten Tagen über den Bolschewismus hinübergerettet hat in diese Zeit, die sie als ihre Befreiung ansieht. Diese Menschen tun alles, so armselig es ihnen auch geht, um uns eine Freude zu bereiten. Sie besitzen noch ein Klavier, wohl ihr größter Schatz. Die Alten können auch noch spielen. So setzt sich denn die Großmutter an das Instrument und spielt uns Beethoven, Brahms und Schubert. Wir sitzen und lauschen. Es ist schon eine ganze Zeit her, daß wir kein Klavierspiel mehr gehört haben.

Nach einer Weile hört sie auf und schließt den Deckel. Wir sind noch gefangen von dem eindrucksvollen Spiel der Greisin und träumen vor uns hin. Die Tochter, selbst schon eine erwachsene Frau mit zwei Kindern, sagt: „Wir können euch deutsche Soldaten nicht verstehen. Ihr fliegt mit Flugzeugen und werft Bomben und dann seid ihr ganz versunken in der Musik!“

Überdenkt man einmal all die Millionen Briefe . . .

Natürlich nimmt es einen Kalendersmann Wunder, wieviel Briefe denn wohl im Durchschnitt der deutsche Soldat schreiben mag, da er selber erfreulicherweise recht oft Karten und Briefe von draußen unter seiner Post findet. Da hat er, der Kalenderschreiber, denn nun in einer Plauderei des Kriegsberichters Ernst Diedrich Mitteilungen gefunden, die auf jene Frage Antwort geben und auch sonst manches Wissenswerte von der Feldpost erzählen:

PK. Dem Infanteristen im Schützengraben schmeckt das beste Essen nicht mehr, wenn er acht Tage keine Post bekommt. Und erst die Angehörigen – sie verbringen schlaflose Nächte und eilen oft am anderen Morgen dem Briefträger entgegen. So trägt die Feldpost wesentlich dazu bei, nicht nur das Dasein

zu verschönen, sondern auch ganz erheblich unsere Kampfkraft zu stärken. In allen Dingen ist sie Mittler. Man beschimpft sie und lobt sie – in einem Atem – und ist ihr doch so dankbar.

Im allgemeinen braucht heute ein Feldpostbrief von Leningrad bis Hamburg, ja bis Köln und Wien nur knappe sechs Tage. Und nun sind es aber nicht bloß Briefe, sondern auch große Mengen Päckchen, die versandt werden. Sie gehen hin und her, in beide Richtungen – und brauchen für ihren Weg auch nicht einmal sehr viel längere Zeit als ein Brief. Keines ist schwerer als ein Kilogramm. Doch kommen gleichwohl durch die Masse ganze Berge täglich zusammen. Allein an Feldpostpäckchen bewältigt diese kleine Feldpostamt einer einzigen Division täglich rund dreihundert volle Säcke.



Deutsche Fallschirmjäger auf Kreta

PK-Rechenberg (SS.)

Die Heimat schreibt und schickt besonders viel. Nur ein Sechstel aller Päckchen legen den langen Weg von hier bis dort zurück. Fünf Sechstel kommen in umgekehrter Richtung hier an.

Zu festgesetzten Tageszeiten gleiten hier die kleinen Schlitten von den Regimentern und Bataillonen heran. Laden hier die Ordonnanzen ganze Säcke mit Postsendungen aus und ein. Immer ist hier Hochbetrieb. Besonders aber dann, wenn die großen Postlastkraftwagen von dem weiter liegenden Umschlagbahnhof heranrollen. Wenn sie ihrer Schätze entladen sind, sind diese auch schon in verblüffend kurzer Zeit sortiert und verteilt worden. Lange Reihen numerierter Kästen mit großen Säcken darunter, sind im größten Raum dieses Hauses aufgestellt. Davor stehen die alten Routiniers, Postbeamten auch im Zivilberuf, mit einem Zahlengedächtnis, das durch lange Erfahrung erworben ist – und mit einer verblüffenden Wurfssicherheit landet jeder Brief in seinem Fach.

Aberdenkt man einmal all die Millionen Briefe, die vielen Päckchen, die Zeitungen aus der Heimat – und nicht zu vergessen die großen Stapel der Feldzeitung, die täglich hier an alle Einheiten an alle die unzähligen Feldpostnummern verteilt werden, dann steht der Laie oft verwundert wie vor einem Rätsel. Dringendwo, aus einem kleinen Dorf im weiten deutschen Vaterland werden an einem Tage mindestens 20 Feldpostbriefe aufgegeben. Unter zwanzig verschiedenen Feldpostnummern treten sie ihre Reise in alle Richtungen der Windrose an, ein Weg, der fast in alle Teile Europas führt, überall, wo deutsche Soldaten stehen, und sie erreichen oft nach Dutzenden Umladungen und Umleitungen alle in denkbar kürzester Zeit ihr Ziel.

Dies mutet wie ein Wunder an – und ein Musterbeispiel deutscher Organisationsfähigkeit stellt sich hier in der Feldpost und ihrem mustergültigen Arbeiten dar. Diese Feldpost ist einmalig in der ganzen Welt. Genau so einmalig überlegen und unerreicht wie die Leistungen der deutschen Truppen. Sie gliedert sich ein mit in den gesamten Versorgungssystem der deutschen Wehrmacht und hat auch entscheidenden Anteil an der Verkehrsbewältigung selbst der weitesten Entfernungen. Und hier dürfte darum auch manchmal ein laies „Danke schön“ an unsere Kameraden der Feldpost ausgesprochen werden!

Alte bewährte Postbeamte sind sie ja fast alle, die hier tätig sind. Der größte Teil ist auch schon recht bejahrt. Sehr viele von ihnen haben mehr als fünfzig Lenze auf dem Buckel, sind Kämpfer des Weltkrieges und sind nun schon wieder mehr als zwei Jahre dabei. Doch sie sind rüstig und arbeitsfreudig, wie die ganz jungen. In dieser Hinsicht lassen sie sich nichts vormachen – und sie bringen überdies noch einen reichen Fundus allerbesten posthandwerklichen Könnens mit. Das ist auch ein Aufbaubeitrag, dessen Bedeutung wir gar nicht hoch genug einschätzen können.

So ein Mann der Feldpost weiß sehr viel. Er kennt die Vielschreiber der einzelnen Einheiten, solche, die täglich ihre zehn Briefe schreiben und auch ebensoviel Postfächer erhalten. Er kennt auch die vielen zarten Beziehungen, die sich in den einzelnen Quartierorten in der Eifel, in Ostpreußen und überall da, wo die Division eine Zeitlang in Ruhestellung lag, angeknüpft haben. Eines ist noch charakteristisch für den Soldaten der Ostfront, er schickt Geld nach Hause. In Frankreich war es umgekehrt. Wenn gleich dort der Wein so billig war, hat

doch manchem trinkfrohen Landsler der Wehrsold nicht gereicht. Hier kann nur wenig Geld ausgegeben werden. Es gibt keine Läden und kaum sonst etwas Kaufbares. So wird der gesamte Wehrsold, werden alle Ersparnisse von der Feldpost in die Heimat geleitet. In diesem kleinen Feldpostamt nur einer einzigen Division wird monatlich bis zu einer Million Reichsmark nach Hause gesandt.

Auch eine kleine Liebhaberstatistik haben die Sachmänner der Feldpost aufgestellt. Sie haben dabei nicht bloß „über den Daumen gespielt“, sondern ernsthaft gezählt. So errechneten sie

als Kuriosum, daß der Briefwechsel nach landsmannschaftlicher Zusammensetzung der einzelnen Einheiten außerordentlich verschieden ist. Einzelne Stämme unseres großen Vaterlandes lieben das Briefschreiben weniger, einige sind sogar ausgesprochen schreibfaul. Andere halten sich an einen gewissen Durchschnittsumfang. Am meisten aber schreiben die Norddeutschen. Auch hier noch geringe Unterschiede. An der Spitze aller fleißigen Briefschreiber stehen die Hamburger. Auch ein Rekord, der verwundert zur Kenntnis genommen wird, zu dem man aber auch herzlich gratulieren darf!

Das „Franzen“

Jede Waffengattung hat ihre eigene Sprache. So hört man bei den Fliegern oft einmal davon sprechen, es sei „gut gefranzt“ worden oder man habe sich eben „verfranzt“. Der Kalendermann, den es Wunder nahm, welches Bewenden es wohl mit diesem „Franzen“ habe, hat sich bei einem wertgeschätzten Freund, einem Oberst, der gar viel und mancherlei weiß und vor allem auch ein eifriger Erforscher von altem und neuem soldatischem Brauchtum ist, Rat geholt. Dabei erfuhr er, wie es zu dem Ausdruck vom „Franzen“ gekommen ist.

Es war in der Zeit vor dem Krieg von 1914/18. Das militärische Fliegen wie das Durchdie-Lüfte-segeln überhaupt steckte noch in Kinderschuhen. Da saßen einmal einige schon erprobte Flieger beisammen und unterhielten sich über die aussichtsvollste Methode für die Ausbildung junger Flugzeugführer und Beobachter. Man einigte sich dahin, daß es erwünscht sei, immer einen schon erfahrenen „Hasen“ mit einem angehenden auf Flug zu schicken.

Nun wollte man einmal von einem Offizier wissen, wie denn der Kamerad heiße, mit dem er fliege. Da erklärte der Befragte: „Ja – das kann ich nicht sagen. Ich schauke jeden Tag einen andern durch die Luft. Wie soll ich mir da alle die Namen merken. Ich nenne sie einfach alle Franz!“

Und bald nannte man jetzt alle Beobachter einfach „Franz“. Bis zum heutigen Tag – obschon vermutlich gar nicht mehr sehr viele Flieger wissen, wie es zu dem merkwürdigen Ausdruck „Franz“ kam. Orientiert der Beobachter gut, dann hat er „gut gefranzt“. Ist es nicht weit her mit der Orientierung gewesen, dann hat man sich „verfranzt“.

Wer weiß, vielleicht hat man bald vergessen, was eigentlich das „Franzen“ für eine Bedeutung hat – drum schien es dem Kalendermann gut, was er von seinem Freund, dem weisen Oberst, den er herzlich grüßt, über diesen lustigen Ausdruck der Flieger erfahren hat, in sein Jahreshft zu setzen.

Der tapfere Kamera-Mann

Auch in diesem Jahr hat der Kalendermann viele Berichte von PK.-Männern gesammelt, da er wohl mit Recht meint, daß die Kameraden vom Oberrheinischen Soldatenkalender gerne und mit Anteilnahme diese kampf- und lebensnahen Beiträge aus dem Kriegsgeschehen lesen werden. Mancher dieser tapferen Angehörigen der Propaganda-Kompanien hat im harten Ringen schon sein Leben lassen müssen. Vom Heldentod eines PK.-Kameramannes berichtet Fritz Mittler, Ende Mai 1941:

PK. Vor wieviel Tagen war es? Ich weiß es nicht mehr. Da übergab mir jemand eine Filmkassette mit den Worten: „Es ist der Filmstreifen von der Einnahme Korinths durch die Fallschirmjäger. Der Kameramann ist bei diesen Aufnahmen gefallen, stürzte mit der Brücke in den Kanal!“ Oftmals habe ich an jenem Abend diese verschrammte Blechkassette anschauen müssen, ehe ich sie mit der Kuriermaschine nach Deutschland weiterleitete. Was dieser Filmstreifen wohl alles in sich barg? Hatte er all das festhalten können, was sich in den Morgenstunden des 26. April auf dem Isthmus ereignete, wie unsere Fallschirmjäger im feindlichen Feuer an ihren Fallschirmen zur Erde schwebten, wie sie dann zum Sturmangriff ansetzten? Waren es vielleicht die Aufnahmen, die dieser PK.-Kamerad wenige Sekunden vor seinem Tode noch gedreht hatte?

Fragen, auf die ich an diesem Abend noch keine Antwort wußte, die erst beantwortet wurden, als in der nächsten Wochenschau dieser Filmstreifen zur Veröffentlichung gelangte. Da sahen die Menschen in den Städten und Dörfern der deutschen Heimat vor der Lein-

wand und sahen dieses kurze Zwischenstück abrollen, ohne zu ahnen, daß es das letzte Vermächtnis eines PK.-Mannes war, daß mit diesem Filmstreifen auch sein Leben erlosch. Wußten nicht, daß in der Nähe der gesprengten langen Hängebrücke über dem Kanal von Korinth eine Reihe von Kreuzen steht, bedeckt mit dem Fallschirm-Stahlhelm, unter denen auch ein Kreuz davon kündet, daß hier ein PK.-Mann liegt.

Vor diesem Kreuz stehe ich nun an diesem Nachmittag. Ein einfaches Holzkreuz ist es, wie all die anderen, vor einigen Stunden erst errichtet. Am Kopfe ist ein Strauß Blumen eingesezt, der in dieser heißen Sonnenglut rasch zu welken beginnt. Hinter der Grabreihe streckt eine mächtige Kiefer ihre Äste aus, das sichtbare Wahrzeichen dieser kahlen Ebene. Eingebrennt in dieses Fichtenholz des Kreuzes stehen da die kargen Worte: „Sonderführer E. von der Heyden, PK., gefallen am 26. 4. 41.“ Sonst nichts. Viele Minuten stehen wir stumm da. Auch der Fallschirmjägerleutnant, der mit mir zu diesen Gräbern gegangen ist, der diese gefallen Kameraden einbetten half, steht da neben mir, unbeweglich, kein Muskel bewegt sich in diesem starren Gesicht, die Augen auf diese Kreuze gerichtet.

Dann findet er die ersten Worte. Er spricht davon, wie diese Kameraden fielen, wie auch dieser PK.-Kamerad hier den Soldatentod fand. Mit ihm war er zusammen im Pionierstoßtrupp, der zum Angriff gegen die Brücke eingesezt war. Obwohl der Gegner sofort ein wüstes Abwehrfeuer mit Flak und Pak-Geschützen begann, konnte Sonderführer von der Heyden seine Apparatur schnellstens aufnahmebereit machen und



Kampf um einen von den Bolschewisten zäh verteidigten und von deutscher Artillerie in Brand geschossenen Ort im Osten
PK-Aufnahme: Kriegsberichtler Lehmann (S.D.)

filmte all das, was sich um ihn herum tat, hielt die noch abspringenden Kameraden mit seiner Kamera auf dem Filmstreifen fest, wie sie an ihren Fallschirmen zur Erde schwebten, zu den Waffen griffen und sich dann vorbereiteten. Er schwenkte seine Kamera nach allen Seiten, stürzte mit dem Pionier-Stoßtrupp in Richtung zur Brücke, richtete das Gerät auf die Kameraden, die bereits im Gestänge dieser gewaltigen Brücke herumturtelten, um die Zündkabel unschädlich zu machen. Als einer der ersten ist er mit auf dieser Brücke, steht geduckt mit seiner Kamera hinter einem Pfeiler, hat er eben noch den sechs Kilometer langen und etwa achtzig Meter tiefen Kanal aufgenommen, doch ist bald die Linse wieder nach oben gerichtet, wo soeben die letzten Kameraden abspringen.

Einen Augenblick stockt der Leutnant in seinem Bericht, macht eine knappe Pause, um die nächsten Worte zu finden. „Nicht weit von der Brücke lag ich selbst hinter einem Steinblock, wo ich soeben eine Meldung an den Kommandeur auf einem Notizblock schreibe, um sie durch einen Bote überbringen zu lassen. Als ich das Blatt herausreißen will, höre ich wieder den Abschuss eines englischen Flakgeschützes. Noch mache ich die Bewegung des Abreißens – da erfolgt vor mir eine Detonation – ein dumpfes Krachen! Ich sehe, wie die lange Brücke in der Mitte auseinandergeborsten ist, wie sie nach unten stürzt, wie die wenigen Männer von uns, die sich auf ihr befinden, mit in die Tiefe stürzen. Ich kann es nicht fassen, weiß nicht, wie es geschah, kann im ersten Augenblick nur die Erklärung finden, daß dieser Flak-

schuß durch Zufall eine Sprengladung traf und so die Brücke auseinanderriß. Ich weiß, daß auch unser PK.-Mann sich in diesen Minuten auf der Brücke befand, daß er nun mit seinen Kameraden und seinen Aufnahmen von unserem Einsatz in diesen Felsenspalten des Kanals gestürzt sein muß. Ich denke daran, wie er sich auf diesen Einsatz freute, mit welcher Begeisterung er dabei war, als wir in unsere Maschine kletterten und nach langen Minuten des Wartens uns dann zum entscheidenden Augenblick fertig machten. Ich denke aber auch daran, daß mit ihm dieser dokumentarische Filmstreifen wahrscheinlich mit in die Tiefe gefallen ist, mit dem Kameraden verlorenging. Doch noch am gleichen Tag findet einer von uns die Filmkassette, in der er den ersten fertig-

gestellten Filmstreifen aufbewahrte. Die letzten Aufnahmen von der Brücke aus sind jedoch mit der Kamera in der Tiefe verschwunden. Genau zehn Tage später findet man ihn selbst am anderen Ausgang des Kanals. Nur eine Kopfwunde haben wir festgestellt, sonst nichts. In den Reihen unserer anderen gefallen Kameraden haben wir ihn hier nun beigefetzt, als einen aus dem Verband der Fallschirmjäger."

Ich aber, der ich diesen PK.-Kameraden nur dem Namen nach kenne, grüße ihn noch einmal, grüße dieses schlichte Kreuz in der Reihe all der anderen auf griechischem Boden in dem Wissen: Dieser Kamerad wird weiterleben, in seiner Arbeit, in seinem Schaffen, in seinem letzten Filmstreifen.

Ein Jahr Belgrad

Der Kalendermann freut sich, den Kameraden eine Schilderung der deutschen Arbeit in Belgrad seinem Jahrbüchlein einfügen zu können. Sie geht auf einen oberrheinischen Landsmann, den Leutnant **F r i t z B o s l e r**, zurück, der schreibt:

Als am 27. März 1941 ein völlig im Banne der englischen Propaganda stehender Kreis seine Pläne, Deutschland auf dem Balkan einzukreisen, mit einer Revolte in die Tat umsetzen zu können glaubte, dachte er nicht daran, daß die Hauptstadt Belgrad in wenigen Tagen von deutschen Truppen überrannt werden würde. Die gediegene „Masarbeit“ deutscher Stukas, die ja bereits Beltruf erlangt hatte, sorgte dafür, daß den größenwahnsinnig gewordenen Politikern im ehemaligen Jugoslawien die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Als das Heulen unserer Stuka-

sirenen anhub, da verflog der Spuk eines ernsthaften Widerstandes gegen die deutsche Armee und statt sich in nord- und nordwestlicher Richtung gegen die herausfordernde deutsche Wehrmacht im Kampfe zu stellen, rollten die Luxusfahrzeuge der verräterischen Offiziere und Politiker südwärts, um in eiliger Flucht Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Hinter sich ließen sie ein unglückliches Volk. Hinter sich ließen sie aber auch eine Hauptstadt, deren Lebensatem für einige Zeit aussetzte und deren militärische Anlagen in rauchende Trümmerhaufen verwandelt waren.

Der Charakter Belgrads ist, wie einmal ein Kenner des Landes sagte, eigentlich seine Charakterlosigkeit. Nach dem letzten Weltkriege rasch hochgeschossen, äßte man einmal Paris nach, das andere Mal triumphtierte jene stilllose Bauart, die immer dann ihre Degien feiert,

wenn eine Stadt nicht organisch, sondern im sinnlosen Rausch einer spekulativen Konjunktur gebaut und erweitert wird.

Es ist das Wesen des ernsthaften deutschen Willens, Europa immer mehr einer inneren Ordnung zuzuführen. So kam nach dem Sieg auf dem Balkan die deutsche Militär- und Zivilverwaltung nicht, um sich als aufgeblähte Eroberer breit zumachen, vielmehr sah sie vom ersten Tag an ihre Hauptaufgabe darin, dem Lande wieder Ruhe und Ordnung zu bringen. Die Erreichung dieses Zieles bedeutete eine Arbeit, von deren Ausmaß sich ein Außenstehender kaum eine Vorstellung machen kann. Freilich, die französisch-englische Propaganda war in diesem Lande so eingewurzelt, daß es schwer war, den Vorurteilen gegen alles Deutsche mit Erfolg gegenüberzutreten. Wohl kannten die Serben die Güte deutscher Waren. Vom Spielzeug bis zu den präzisesten Apparaten deutscher Herkunft waren die Läger gefüllt. Sogar das auf Paris zu rechtgemachte Dämchen schminkte sich mit Vorliebe aus einer deutschen Puderdose. Das Ackergerät, das die harte Bauernhand führt, ist deutschen Ursprungs. Die am besten bewirtschafteten Güter wurden von den deutschen „Schwaben“, die vor vielen Jahrzehnten einwanderten, betrieben. Trotzdem ließ man sich von einer skrupellosen Propaganda einfangen und ging achtlos an den Dingen vorüber, die geeignet genug gewesen wären, dem serbischen Volk die Augen frühzeitig zu öffnen, welche Macht der für das Schicksal Serbiens geeignetste Partner sei. Die Feindpropaganda verlegte sich auf verlockendere Angebote, und der Serbe fiel immer wieder auf diese Dinge herein. Das zeigte sich vor allem in Belgrad. Hier

konzentrierte sich der Kreis der Intellektuellen, die ewig debattierend und negierend in den Kaffeehäusern herumsaßen und ihre korrupten Geschäfte und Intrigen mit geistreichen Phrasen garnierten.

Heute gehört der deutsche Soldat zum Straßenleben Belgrads wie das Schiff zur Donau. Er ist durch sein Auftreten und Verhalten überhaupt zum besten Propagandisten Deutschlands geworden. Er ist sich seiner Auf-



Das Prinz-Eugen-Tor in Belgrad wurde von der Deutschen Militärverwaltung vor dem sicheren Verfall gerettet. Unser Bild zeigt das Tor kurz vor der Vollendung seiner Restaurierung

Aufnahme: Kriegsberichtler Bogler

gabe als Vertreter der deutschen Wehrmacht und damit des Volkes bewußt. Ritterlich, aber mit stolzem Abstand steht er auf diesem Boden als Wächter im ewig schwelenden Südostraum und so trug auch er im Laufe eines Jahres der inneren Aufbauarbeit dazu bei, den Unruheherd zu beseitigen, was dem infolge innerer Korruption durch Jahrzehntelanges Siechtum franken Serbien nie aus eigener Kraft gelungen wäre.

Heute nach einem Jahr deutscher Aufbauarbeit, deutscher Leitung und Beratung kann man allenthalben eine Selbstbesinnung im Volke verspüren, die vor allem in der serbischen Regierung, die man dem Lande großzügigerweise belassen hat, verständigen Widerhall findet. Man hat endlich den Mut, der Korruption, den Bucherern und Drohnen des Volkes den schärfsten Kampf anzusagen. Die Arbeit wird wieder als sittliche Grundlage jedes Staatswesens betrachtet. Wenn der eingeführte Arbeitsdienst auch in keiner Weise einen Vergleich etwa mit dem deutschen zulässt, so ist es für die Verhältnisse in diesem Lande doch beachtlich, daß mit ihm einmal ein Anfang gemacht wurde.

Wohl sieht man noch zahlreiche Bettler auf den Straßen, in den Kaffeehäusern sitzen immer noch gerissene Ge-

schäftemacher, die auf den Platten der Kaffeetische ganze Zahlenreihen als stumme Zeichen des ewigen Händlergeistes hinterlassen. Aber wir Deutsche dürfen indessen wohl nicht alles mit unseren prüfenden Augen betrachten. Auch hier heißt es: andere Länder, andere Sitten.

Immerhin, es wird wieder gebaut. Der Bauer geht mit größeren Hoffnungen an die Bestellung der Felder, und Freiwillige aus dem Volke haben unter Einsatz ihres Lebens alle Widerstände, die man glaubte aufrichten zu können, beseitigt. Wenn ein serbischer Journalist, der einen Artikel über die Korruption der Vergangenheit schrieb, feststellte: „Aus dieser Katastrophe, die unserer Wirtschaft drohte, rettete uns der Nationalsozialismus, der in Deutschland zur Macht kam“, dann



Wo früher elende Hütten standen, entsteht heute unter deutscher Initiative eine großzügig angelegte Grünanlage auf dem Gelände des Prinz-Eugen-Tores in Belgrad Aufn.: Kriegsberichtler Bogler

ist dies ein Zeichen, daß die innere Selbstbesinnung immer tiefer in das Denken des serbischen Volkes eingedrungen ist.

Blickt man vom Kalemegdan, der alten Türkenfestung und Wahrzeichen der Stadt und Feste Belgrad, zur Donau, Save, Mündung, dann sieht man im Vordergrund ein im letzten Jahre wiedererstandenes Viertel. Es ist das Prinz Eugen Tor, das, völlig verwahrlost, dem sicheren Verfall entgegengegangen wäre, hätten nicht deutsche Dienststellen eingegriffen. Ringsherum standen häßliche, alte Hütten, in denen Bagabunden und Landstreicher ihr Dasein fristeten. Heute steht auf diesem Gelände eine großartig angelegte Grünanlage, aus der die vor

einem Jahr bereits gesetzten Bäumchen schon stolz herausragen. Ist dies nicht das beste Sinnbild der Friedensarbeit der Deutschen? Belgrad, der alte Brückenkopf an der Donau und Save, ist wieder zum Leben zurückgekehrt. Manches bleibt noch zu tun übrig, aber vieles ist getan worden. Deutsche haben den irreführten Serben einen neuen Weg in die Zukunft gewiesen. Am serbischen Volk wird es nun liegen, sich diesen Weg zu sichern und damit ein besseres Schicksal zu schmieden.

Die Neuordnung Europas hängt nicht von Serbien ab. Das Leben Serbiens aber hängt ab von seinem Beitrag, den es für ein geordnetes Europa zu leisten bereit ist.

Gruß aus dem Paradies!

Ein Landsjer vom Oberrhein hat dem Kalendermann diese Verse gesendet, die wieder einmal erkennen lassen, daß unseren Soldaten der Humor nie ausgeht:

In dem Land der Moskowiter,
Wo der Wotka schmeckt so bitter,
Wo die Kirchen sind so selten
Und die Rubel nichts mehr gelten,

Wo es nirgends was zu kaufen,
Wo es nirgends was zu saufen,
Wo der Bauer nichts mehr hat,
Moskau ist die größte Stadt.

Wo die Reiselust vergeht,
Weil das Land so weit und öd,
Wo die Nachtigallen schweigen,
Nur die frechen Mücken geigen,
Die dem Landsjer wie die Läuse
Blut abzapsen literweise.

Wo das Huhn vom Zeller pickt,
Unterm Tisch das Ferkel quiekt,

Wo die Leute wie die Affen
Nachts auf ihrem Ofen schlafen,
Wo man mit der Hand sich schneuzt,
Wo Kathinka mich nicht reizt,
Weil sie allzuviel Begleiter
In dem Pelze und so weiter.

Wo die Straßen Schlamm und Dreck,
Wo man nicht kennt Kraut und Speck,
Nirgendswow ein Wirtshaus steht,
Niemand Götzens Gruß versteht,

Wo man nicht mehr badisch schwätzt,
Wo man keinen Most vorsetzt,
Wo die Sowjetbanden strolchen
Mit Pistolen und mit Dolchen,
Wo ich Flöh' und Wanzen fang',
Bin ich schon zehn Monat' lang.

Und aus diesem Paradies
Schick' ich Dir recht liebe Grüß',
Alles andere ganz genau
Siehst Du in der Wochenschau.



Ab sprung der Fallschirmjäger über Kreta

PK-Bischhaus — Presse-Soffmann

Max Schmeling auf Kreta

Der ehemalige Welt-Bogmeister – oder heißt es Weltmeister im Bogen? – war als Fallschirmjäger bei der Eroberung von Kreta eingesetzt. Der Kriegsberichter Siegfried Kappe hat sich mit Max Schmeling unterhalten und erzählt darüber u. a.:

PK. Als in den frühen Morgenstunden des 20. Mai 1941 der riesige Heerwurm der schweren deutschen Transportmaschinen nach Kreta flog, begann eines der kühnsten und gewagtesten Unternehmen der Kriegsgeschichte: Nur aus der Luft her soll die vom britischen Expeditionskorps stark besetzte Insel Kreta gegen einen zahlenmäßig und materiell überlegenen Feind genommen werden. Die Schilderungen der auf zahlreichen stark besetzten Stellen auf der Insel landenden deutschen Fallschirmjäger be-

weisen alle die Schwere und Härte des Kampfes, aber auch, daß die Engländer oft und gerade in entscheidenden Augenblicken das Kriegrecht nicht achten. Das haben Soldaten aller Dienstgrade bei ihren Vernehmungen ausgesagt. Ich hatte die günstige Gelegenheit, auch Max Schmeling, der als Befreiter in einem Fallschirmjäger-Regiment beim ersten Einsatz auf Kreta landete, über seine Kampferlebnisse zu befragen. Der Name Max Schmeling ist für die ganze Welt zu einem Begriff des wahrheitsliebenden und fairen Sportsmannes geworden. Der ehemalige deutsche Bogweltmeister aller Klassen hat sich bei seinem Auftreten in allen Ländern der Erde immer wieder größter Sympathien erfreut, und seine Aussagen sind heute als Soldat genau so klar, sachlich

und bescheiden wie früher die Antworten, die er den Journalisten Amerikas, Englands oder Spaniens gab.

Die Gruppe, in der Max Schmeling kämpfte, sprang mit dem Auftrag ab, die Küstenstraße zu besetzen. Schon bei der Ankunft und beim Absprung wurden die Fallschirmjäger von starkem Abwehrfeuer empfangen. Gewehr- und Maschinengewehrschüsse peitschten ihnen aus allen Richtungen entgegen, die Schüsse saßen in den Baumkronen, in den Gärten und den Häusern. Dennoch landeten die Fallschirmjäger mit nur geringen Verlusten. An der Straße sammelten sich die Gruppen und Züge, um gegen den Gegner vorzustößen. Aber was war das für ein Gegner? Überall nichts als Heckschützen, nur wenige britische Offiziere, die anscheinend die Führung übernommen hatten, aber kein britischer Soldat zu sehen. Nach der Einbringung mehrerer Gefangener – die Masse der Heckschützen hatte längst das Weite gesucht – nahmen die Fallschirmjäger das Zuchthaus, dessen Häftlinge von den Engländern freigelassen worden waren, anscheinend in der Absicht, sie zu bewaffnen oder sie mit den Waffen der Fallschirmjäger auszurüsten, um sie dann gegen die deutschen Soldaten einzusetzen. Verbrecher gegen Soldaten! Im Gegensatz zu den eingeborenen Kretern zeigten sich die Griechen den deutschen Fallschirmjägern gegenüber stets freundlich und hilfsbereit. Sie zeigten ihnen Wege und Richtung und halfen ihnen in jeder Beziehung. Erst nach zwei Stunden tauchten die ersten britischen Soldaten auf. Den Angriff schlugen die Fallschirmjäger ab und nahmen in lähnem Gegenstoß ein britisches MG-Nest und die Mannschaft gefangen.

„Der Kampf war hart und schwer“, sagte Max Schmeling, „denn der Gegner besaß vor allem schwere Waffen, denen wir nichts entgegensetzen konnten. Mancher deutsche Fallschirmjäger hat seinen kühnen Einsatz mit dem Leben bezahlt, aber der Erfolg lag dafür auch auf deutscher Seite. Die Straße blieb in unserem Besitz, und die britischen Truppen mußten sich unter blutigen Verlusten unter Zurücklassung von Gefangenen zurückziehen.“

Max Schmeling wurde bei den zähen Gefechten, in denen oft Mann gegen Mann stand, von seiner Gruppe abgesplittert und schlug sich einen halben Tag lang durch die kreische Wildnis, bis er einige Kameraden fand, die ebenfalls die Verbindung mit ihrer Gruppe verloren hatten. Vorsichtig, immer Ausschau nach den Engländern und nach Heckschützen haltend, vurschte sich die kleine Schar auf Schleichwegen durch das unwegsame Gelände. Am Abend stießen sie dann wieder auf einen größeren Zug deutscher Fallschirmjäger und setzten mit ihm zusammen den Kampf um die Beherrschung der wichtigen Straße fort. Auch hierbei wurden wieder britische Gefangene gemacht. Max Schmeling äußerte sich über seinen Eindruck, er habe das Gefühl gehabt, die Tommies seien froh gewesen, daß der Kampf für sie endlich beendet sei. Niemand von ihnen habe sich über die Behandlung beklagen können, und es sei auch trotz der manchmal schwierigen Lage der Fallschirmjäger kein Fluchtversuch unternommen worden.

Auf die Frage: Wie die Engländer gekämpft hätten, meinte Max Schmeling, daß die Tommys zwar zäh gewesen seien, aber sich nie bis zum letzten Schuß verteidigt hätten. Meistens zogen sie sich in der Dunkelheit zurück, um



Deutsche Luftlandetruppen vor dem Flug nach Kreta. Gebirgsjäger vor den Transportmaschinen, die sie auf Kreta verließen
PK-Jesse — Presse-Hoffmann

eine neue Stellung zu beziehen, oder sie ergaben sich den verwegenen anstürmenden Fallschirmjägern.

Wir sprachen dann noch über die Mißhandlung deutscher Kriegsgefangener durch Engländer, die ebenfalls in zahlreichen Fällen bestätigt ist, und dabei zeigte sich Max Schmeling wieder als der saubere und faire Sportsmann, der er immer gewesen ist:

„Wir wollen nicht alle über einen Kamm scheren“, meinte er, „manche Tommys haben sich auch soldatisch anständig betragen, auch unseren Gefangenen gegenüber. Ich habe z. B. selbst gesehen, wie ein in unsere Gefangenschaft geratener englischer Arzt im Notlazarett mitgeholfen hat, und unser Notlazarett, das wir in einer Zelle des Zuchthaus'es eingerichtet hatten, war bestimmt nicht gerade komfortabel.“

66

Das ist aber ein Einzelfall und wiegt nicht die Tatsache auf, daß die Mißachtung des Kriegsrechtes durch die britische Führung und den Tommy vor allem durch die Aufhetzung der kretischen Bevölkerung zu dem gemeinen und hinterhältigen Heckenschützenkrieg manchen deutschen Soldaten das Leben gekostet hat. Die angedrohten Vergeltungsmaßnahmen des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht bestehen deshalb zu allem Recht!

Instanzenweg!

In einem kleinen Nest im besetzten Gebiet fuhr ich mich auf einer grundlos schmutzigen Straße völlig fest. Da fiel, während ich tüchtig fluchte, mein Blick auf das Täfelchen mit der Straßenbezeichnung, und ich las: „Instanzenweg“.



Der Wasserwagen: Unsere Truppen in Nordafrika werden täglich mit der nötigen Menge Waschwasser versorgt. Von weither wird das Wasser angefahren, es muß sparsam damit umgegangen werden
PK.v. Kayser — Presse-Hoffmann

Deutsche Kost in Afrika

Wo immer der deutsche Soldat kämpft, ist die Wehrmacht beflissen, seine ausreichende und bekömmliche Ernährung sicherzustellen. Was dazu auf dem Boden Nordafrikas nötig ist, berichtet Dr. Ernst Bayer:

PK. Der Soldatenkönig hat einmal den Satz geprägt: „Beim Bau eines Heeres darf man nicht vergessen, daß der Magen die Grundlage ist und die Lebensmittel der Kompaß.“ — Dieser Ausspruch zeigt, welche Bedeutung der Verpflegung einer Truppe zukommt, ja, daß die Verpflegung des Soldaten geradezu ein ganz entscheidender Faktor für seine Leistungsfähigkeit ist. Und darum wurde auch im deutschen Heer noch immer der Verpflegung besondere

Aufmerksamkeit geschenkt. So ist es auch eine Selbstverständlichkeit, daß gerade dem deutschen Soldaten in Afrika, der unter ganz anderen Bedingungen als in Europa leben muß, eine Verpflegung gegeben wird, die ihm zuträglich ist, seinem gewohnten Geschmack entspricht und ihn gerade im Essen das fremde Land nicht spüren läßt.

Der deutsche Soldat in Afrika hat sich mit der an und für sich sehr guten und nahrhaften Kost des italienischen Kameraden nicht anfreunden können. Er hat immer wieder nach der heimatischen Kost verlangt, die, was eigentlich erstaunlich ist, ihm entgegen den Erwartungen und Annahmen trotz der veränderten Lebensbedingungen aus-

gezeichnet bekommt. Die Speisefarte der deutschen Kaserne regiert auch hier in Afrika, mit dem Unterschied, daß nur Konserven verwendet werden können, weil die Beschaffung von Frischgemüse in den riesig benötigten Mengen nicht möglich ist und ebensowenig die Lieferung von Frischfleisch wegen der durch lange Transporte bedingten Gefahr des Schlechtwerdens. Das Land selbst ist auch nicht in der Lage, die erforderlichen Mengen von Gemüse und Fleisch zu liefern, da der Ausbau der Kolonisation erst noch im Gange ist. Einen großen Teil der Verpflegung für die deutschen Kämpfer in Afrika liefert Italien. Vor allen Dingen Fleisch und Gemüsekonserven sind die Hauptmahlzeit, die, den Verhältnissen hier angepasst, nur auf abends verlegt worden ist. Afrika ist nicht Europa, auch in dieser „Verände-

rung für den Magen" zeigt es sich einmal mehr.

Aus der Forderung des Soldatenmagens nach deutscher Kost einerseits und der gegebenen Verpflegungsgrundlage andererseits ergab sich die Notwendigkeit, einen umfangreichen Verpflegungsnachschub von der Heimat durchzuführen. Tausende von Kilometern trennen den kämpfenden Soldaten in Afrika von der Heimat und doch erhält er deutsche Kost. Von Deutschland auf dem Bahnweg nach Italien, von dort auf dem Schiffsweg nach Afrika und von den Häfen mit Lastwagenkolonnen an die Front. — So ist der Weg der deutschen Zusatzverpflegung für das deutsche Afrikakorps. Eine ungeheure Arbeit birgt dieser Weg, der über die verschiedensten Um- und Verladungen, über Zwischenstationen und



Vom Vormarsch in der Cyrenaika

PK. Borshert — Presse-Hoffmann



Deutsche Stellung vor dem später eroberten Tobruk. Hinter einem Steinwall liegen diese Männer des deutschen Afrikaforps in Bedung vor dem Feind an der Front von Tobruk P.K. Moosmüller (Scherl)

Depots führt. Viele Köpfe sorgen sich, Tausende von Händen müssen sich regen, tapfere und erfahrene Seemänner müssen sich einsetzen, um die Transporte über das Mittelmeer zu schaffen, und viele unbekannte Fahrer sitzen Tag und Nacht an den Steuerrädern der Lastkraftwagen, um alles wohlbehalten an den Bestimmungsort zu bringen.

Wenn Transporte aus der Heimat in den afrikanischen Häfen eintreffen, dann läuft die Maschine bei den Verpflegungsämtern auf Hochtouren. Die ankommenden Schiffe müssen schnellstens entladen, die Verpflegung gelagert und trotzdem noch die wartenden Abhelekolonnen beladen werden. Hier gibt es keinen Stundenplan, hier bestimmt die Notwendigkeit und die anfallende Arbeit die Zeiteinteilung. Und immer stehen diese Männer auch unter unmittelbarer Gefahr. Denn gerade Tief-

und Bombenflieger lieben es sehr, Verpflegungslager oder auch beladene Schiffe anzugreifen. Und wenn die vollbeladenen Kolonnen ihren Weg nach vorne nehmen zur kämpfenden Truppe, dann begleitet die Gefahr auch ihren Weg, der an und für sich in diesem unwegsamen Wüstengelände schon schwierig genug ist. Oft müssen diese Männer nur nach Kompaß und Kilometerzähler fahren und das oft noch bei Nacht.

Deutsche Kost in Afrika. - Die Soldaten wissen den Männern der Versorgungsgruppen Dank für ihren Einsatz, den sie für sie leisten. Denn daß deutsche Verpflegung nach Afrika kommt, ist ihr Verdienst in Verbindung mit der Tapferkeit der Seemänner auf den Transportern, den ungezählten fleißigen Händen an den Verladerrampen und den unbekanntesten Fahrern der Lastwagenkolonnen.